

Wolfgang Pohrt – Werke 2

Wolfgang Pohrt, 1945 geboren, studierte Soziologie, Psychologie, Politische Wissenschaften und Volkswirtschaftslehre in Frankfurt und Berlin. 1976 erschien seine Dissertation »Theorie des Gebrauchswerts«. Er arbeitete von 1974 bis 1980 als Assistent am Lehrstuhl für Soziologie an der Universität in Lüneburg. Danach war er freier Publizist und veröffentlichte in zahlreichen Zeitschriften. Von 1990 bis 1994 erstellte er im Auftrag der von Reemtsma ins Leben gerufenen Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur Studien über das »Massenbewusstsein« in Deutschland, die sich methodisch an Adornos »The Authoritarian Personality« orientierten. Im Auftrag dieser Stiftung arbeitete Pohrt 1995-1996 an einer Untersuchung über Bandenbildung. Danach Tätigkeiten in verschiedenen Forschungsbereichen. Erst 2011 schaltete sich Wolfgang Pohrt wieder in die öffentlichen Debatten ein, hielt Vorträge und publizierte zwei weitere Bücher.

Wir danken Kai Lückemeier für Korrekturlesen und Registererstellung, René Wiegel für die Digitalisierung von Manuskripten, und Wolfram Schütte und Henryk M. Broder für die Abdruckerlaubnis ihrer Besprechungen in der *Frankfurter Rundschau* und im *Spiegel*.

Edition

TIAMAT

Deutsche Erstveröffentlichung

Herausgeber:

Klaus Bittermann

1. Auflage: Berlin 2019

© Verlag Klaus Bittermann

www.edition-tiamat.de

ISBN: 978-3-89320-245-4

Wolfgang Pohrt

Werke

2

**Herausgegeben von
Klaus Bittermann**

* * *

Ausverkauf 1980

Endstation 1982

Frühe Texte

1977-1982



**Critica
Diabolis
267**

**Edition
TIAMAT**

INHALT

Ausverkauf (1980)

- Jonestown / Guayana – 11
- Manson-Family und Revolution – 54
- Kein Mitleid mit Soweto! – 64
- Stammheim / Mogadischu – 88
- Nationalsozialismus und KZ-System – 106
- Auschwitz. Zeugnisse und Berichte – 113
- Vielleicht war das alles erst der Anfang – 119
- Überlegungen zur Aktualität von KZ-Erfahrungen – 138
- Geschichten, die das Leben schrieb – 152
- Jugendkriminalität – 177
- Familiensoziologie – 183
- Von der Mäßigungspflicht des Beamten zur
Mäßigkeit seiner Gedanken – 190
- Nachruf auf ein Jahrzehnt – 202

Endstation 1982

- Die Macht des Schicksals – 237
- Die schweigende Mehrheit vor der Verwirklichung ihrer
geheimen Wünsche durch ihre Opfer bewahren! – 245
- Mut zur Zukunft – 252
- Vier Milliarden Ausländer – 258

Der Weg des <i>Kursbuchs</i> in die neudeutsche Klebrigkeit – 264
Eine Zukunft für die Vergangenheit – 279
Ein Volk, ein Reich, ein Frieden – 307
Die Angst der Deutschen – 316
Havemanns offener Brief und das linke Unterschriftenkartell – 325
Deutsche Friedensmänner, polnischer Widerstand – 330
Endstation – 342
Eine Nation wird geboren – 392
Wir Deutsche – 405

Frühe Texte 1977-1982

Aufruf zu einem Zeitungsprojekt – 413
Vorschläge – 422
Die Idylle wird bald ein Ende haben – 426
Ein Dokument schauriger Hilflosigkeit – 435
Thesen über die Alternativen – 454
Der häßliche Deutsche – 457
Neues SPD-Marketingkonzept – 464
Der Täter als Bewährungshelfer – 466
Lehren aus der Geschichte – 471
Die deutsche Einheit kommt bestimmt – 474
Gebrauchsanleitung zum Selbstmord – 480
Wehe, wenn sie losgelassen – 486
Viele Wille, aber noch kein Weg – 493
Träume wie Schäume – 495

Anhang
Pressestimmen

Wolfram Schütte

Kinder des Schreckens. Über »Ausverkauf« – 501

Henryk M. Broder

Die Linke fühlt deutsch. Über »Endstation« – 511

Pressestimmen – 519

Register – 531

Publikationsnachweise – 539

Ausverkauf

**Von der Endlösung zu ihrer Alternative
Pamphlete und Essays**

1980

Jonestown / Guayana

Das moderne Leben im Spannungsfeld zwischen aktiver Sterbehilfe und finalem Rettungsschuß*

»Sterben ist das Erlebnis des Lebens, das jeden tief berührt – die einzige Gewißheit, die wir haben. Mögliche Wege zu finden, anderen und uns selbst zu helfen, sich mit Sterben und Tod ruhiger auseinanderzusetzen, ist die Absicht dieses Seminars.«

(Aus der Vorankündigung des Kurses Nr. 20 »Leben und Tod – Umgang mit Sterbenden«, den das Hamburger »Institut für angewandte Sozialpsychologie, Kommunikationstraining und Organisationsentwicklung« (ISKO) vom 1.-4. 8. 1977 in Gelnhausen veranstaltet hat. Teilnahmegebühr: DM 580,-. Weitere Kursthemen: Nr. 2 »Meine Wünsche – Deine Wünsche«; Nr. 5 »Ich bin okay«; Nr. 11 »Aktivieren und Motivieren – Workshop für Führungskräfte«).

I

Der Trost, daß der historische Prozeß, der Fortschritt, zusammen mit den von ihm verursachten Problemen auch die Mittel zu deren Lösung produziere, gilt auf moderne und daher spezifisch eingeschränkte Weise selbst für Jonestown. Als die Behörden von Guayana – vermutlich

* Der Text beruht auf der Auswertung der beiden »instant books« Charles A. Krause, »Die Tragödie von Guayana«, Ullstein, Berlin 1978; und Marshall Kilduff / Ron Javers, »Der Selbstmordkult«, Goldmann, München 1979.

erschrocken und empört über das Kuckucksei, welches die Schrittmacher der Zivilisation, die Vereinigten Staaten, ihnen in den Dschungel gelegt hatten – von zivilisationsmüden Amerikanern, ob tot oder lebendig, nichts mehr sehen und hören wollten, und deshalb sich weigerten, in irgendeiner Form Hand an die verschiedenen amerikanischen Staatsbürger zu legen und diese zu bergen oder zu bestatten, als die Behörden von Guayana also kategorisch auf ihr Rückgaberecht und auf die Rücknahmepflicht der amerikanischen Regierung pochten, da sah sich letztere nicht unvorbereitet mit den Problemen konfrontiert, welche mit der Bergung, Überführung, Identifizierung und Bestattung von 921 halbverwesten Leichen verbunden sind. Sie konnte auf bewährte Organisationen, Befehlsketten und Koordinationsgremien ebenso zurückgreifen wie auf erprobtes Gerät. Das Amt für Militärfriedhöfe der Armee (Graves Registration Unit) zog vom McDill-Luftwaffenstützpunkt/Florida, aus Fort Bragg/North Carolina und Fort Benning/Georgia Experten für die Bergung und Registratur von Leichen zusammen. Das der Luftwaffe unterstellte Military Airlift Command in St. Louis übernahm in C-141- und C-130-Maschinen den Transport von Mannschaften und Material. Zum ersten Mal seit jenem überstürzten Rückzug aus dem eingekesselten Saigon operierte wieder eine kleine amerikanische Armee von 282 Soldaten auf fremdem Boden im Dschungel. Sie verfügte über eine perfekte logistische Basis, und die »Jolly Green Giant«, riesige Hubschrauber, die schon im Vietnamkrieg Tausende von Toten aufgelesen und transportiert hatten, waren auch wieder dabei. Die Ausbeute der militärischen Nachlese wurde in Zink-Container verpackt und per Luftfracht nach Amerika zurückgeschickt. Am Terminal, dem Militärfriedhof von Dover/Delaware, der in den 60er Jahren als zentrale

Anlaufstelle für tote Vietnamheimkehrer gebaut worden war, wurde sie von 35 Pathologen, 29 Identifizierungsspezialisten und einem für Begräbniszeremonien besonders geschulten militärischen Kontingent erwartet. Den Leichen von Guayana begegnete man also mit Besonnenheit, Effizienz sowie großzügig ausgebauten Kapazitäten an Frachtraum, Friedhofsfläche und eingespieltem Personal. Hatte man sie erwartet? Zumindest waren die USA seit dem Vietnamkrieg technisch und organisatorisch auf die Abwicklung von Massenbegräbnissen ausgezeichnet vorbereitet. Die Bergung und Bestattung ihrer Leichen durch eine vietnamkriegserfahrene Armee war für viele Bewohner von Jonestown nicht das erste Ereignis, welches sie mit dem Vietnamkrieg verknüpfte, sondern beschloß ein Kapitel in ihrer Lebensgeschichte, welches mit den weltweiten Protesten gegen den amerikanischen Vernichtungsfeldzug in Fernost begonnen hatte. Auch sie lassen sich auf der breiten Skala der Kriegsoffer unterbringen, die von der massakrierten vietnamesischen Zivilbevölkerung bis zu nachträglich verrückt gewordenen GIs, von den buddhistischen Mönchen, die sich zum Zeichen des Protests selbst verbrannten, bis zu den Toten von Stammheim und den in Hochsicherheitstrakten lebenslänglich Einbetonierten reicht.

Der Vietnamkrieg gehört zu den Kriegen, die am Ende niemand gewonnen hat. Das offizielle Amerika hatte darin nicht nur eine halbe Million Menschen hinge-schlachtet, sondern die Schlacht dann auch noch verloren. Die Regierungen aller westlichen Länder hatten sich nicht nur durch Duldung und Unterstützung der Schlächtereie kompromittiert, sondern standen am Ende auch noch auf der Seite des Verlierers. Zu den Verlierern zählen auch das inoffizielle Amerika und die weltweite Protestbewegung gegen den Krieg. Ihr Elan war gebrochen, sie

läpperte kümmerlich dahin, längst ehe der Krieg zu Ende war. An diesem Ende hatte sie selbst einen nur indirekten, schwer bestimmbaren Anteil. Die Protestbewegung hatte den Vietnamkrieg gemäß der berühmt gewordenen Parole Che Guevaras »Schaffen wir zwei, drei, viele Vietnam« als Fanal für die Weltrevolution betrachtet.

Spätestens seit Beginn der Geheimverhandlungen zwischen der amerikanischen und der nordvietnamesischen Regierung in Paris war indessen klar, daß es sich beim Vietnamkrieg nicht um den Anfang vom Ende der Vorgeschichte, sondern um deren Fortsetzung mit gewöhnlichen Mitteln handelte. Das Erlahmen des Eifers der Antikriegsbewegung dürfte einerseits darauf zurückzuführen gewesen sein, daß die politische Kraft bloß moralischen Protestes allmählich verbraucht war und man sich vor die Entscheidung gestellt sah, weitere Aktionen nach Effizienzkriterien zu kalkulieren, der kriegführenden Macht also nicht mehr nur symbolisch und moralisch, wie bis zum Überdruß geschehen, sondern wirklich zu schaden. Ein weiterer Grund aber war die damals freilich verdrängte Erkenntnis, daß der Vietnamkrieg wider alle ursprünglichen Erwartungen sich in konventionellen und professionellen Dimensionen abspielte, zu denen anders als akklamativ sich zu verhalten die damalige Linke – mit guten Gründen übrigens – sich weder willens noch in der Lage sah. Die entscheidenden Schläge wurden den amerikanischen Besatzern nicht von einem bewaffnetem Aufstand der Bevölkerung versetzt, sondern von regulären Einheiten der nordvietnamesischen Armee, die ihre Schlagkraft erst jüngst bei der Invasion Kambodschas wieder bewiesen hat. Der Sieg wurde einerseits auf diplomatischem Parkett errungen, andererseits aber von Soldaten, die teilweise gar nicht anders konnten, als heldenmütig für den Sozialismus zu kämpfen, weil sie zum

Beispiel an ihre Panzer festgekettet waren. Die Kamikaze-Aktionen von Guerilla-Einheiten, die um den Preis des sicheren Todes bis zur amerikanischen Botschaft in Saigon vordrangen, die ganze ebenso erfolgreiche wie verlustreiche Tet-Offensive dürften neben der Bewunderung, die sie unter den Genossen offiziell weckten, auch deren freilich nie ausgesprochene Skepsis begründet haben, ob es sich beim Befreiungskrieg des Vietcong denn nun tatsächlich um einen exemplarischen und erfolgreichen Versuch von Menschen handele, sich aus blinden, hilflosen Agenten übermächtiger historischer Prozesse ins solidarische und vernünftige Subjekt ihrer eigenen Geschichte zu verwandeln, oder ob der Vietnamkrieg wieder nichts anderes war als einer der erwähnten übermächtigen historischen Prozesse, von denen die einzelnen Menschen stets nur zerrieben werden, wenn sie hineingeraten; ob es sich wieder um eine der modernen Materialschlachten handelte, worin die Menschen die Rolle ungeeigneter, aber billiger Lückenbüßer und Ersatzstoffe spielen wie jüngst im chinesisch-vietnamesischen Krieg, wo Mut und Tapferkeit für die militärischen Vorkämpfer des Sozialismus auch darin bestanden, sich von jenen durch Herumtrapsen zur Detonation gebrachten Minen zerfetzen zu lassen, welche sonst die kostbaren Panzer hätten beschädigen können – wo also im Namen des Sozialismus der toten Arbeit von der lebendigen Opfer dargebracht wurden, die mit solcher Frivolität zu fordern der Kapitalismus sich nie getraut hat. Zu den treibenden Kräften der Protestbewegung zählten die dunkle Ahnung wie das präzise Wissen, daß die Menschen stets nur das Hühnerfutter abgaben für jene blinden Hennen, deren Hackerei man Weltgeschichte nennt. Der Ekel davor, daß der eigenen Person dereinst dann nur am Volkstrauertag, am Totensonntag oder am Muttertag gedacht werden würde, der

Widerwille dagegen, sich einreihen zu lassen in die fromme Herde der gefallenen Väter und verbrauchten Mütter, die dem Vaterland ihr Leben opfern, ohne Aufsehen davon zu machen, begründeten die damalige Begeisterung sowohl für das Guerilla-Konzept als auch für den Italo-Western. Als Guérillero oder im Wilden Westen lebt man zwar gefährlich und wird selten alt, aber anders als in den Materialschlachten moderner Vernichtungskriege spielen hier bürgerliche Tugenden wie Umsicht, List, Tatkraft, Geschicklichkeit und unternehmerischer Wagemut noch eine Rolle; man muß nicht wochenlang wartend im schlammigen Schützengraben vegetieren, bis einen die Granate – wie statistisch längst vorausberechnet – doch erwischt, sondern man kann sich, solange man lebt, wenigstens frei bewegen. Einen reindividualisierten Tod zu riskieren, wären die Demonstranten von damals vielleicht bereit gewesen, in einer maschinellen Schlachtereierledigt zu werden, hatten sie eben deshalb keine Lust. In der Begeisterung und Verehrung für Che Guevara als den revolutionären Abenteurer und Einzelkämpfer drückte sich die Revolte gegen das namenlose Massenschicksal aus, welches in der jüngeren Geschichte immer massenhaftes Elend, massenhafte Deportation, massenhafte Flucht und massenhafte Vernichtung gewesen war. Che Guevara aber wurde mit Unterstützung der CIA im bolivianischen Dschungel ermordet, er scheiterte, während die professionellen Offensiven der nordvietnamesischen Armee erfolgreich weiterrollten und schließlich die USA zum Einlenken bewogen. Das Nichtwahrhabenwollen des Scheiterns ihrer in der Person Che Guevaras lebendiges Beispiel gewordenen Hoffnungen formulierten die Linken in der Demonstrationsparole »Che lebt«.

Am Vietnamkrieg hatte sich die revolutionäre Begeiste-

rung in Westeuropa und Amerika entzündet, weil er als Befreiungskrieg erschien, in welchem die militärisch, technologisch, ökonomisch und sogar physisch – die Vietnamesen sind viel kleiner als Amerikaner – unterlegene Partei, die in einer exotischen Gegend für utopische Ziele kämpfte, allein dank ihrer moralischen Überlegenheit beachtliche Siege erfocht. Schließlich aber wurde er durch den üblichen Poker der Großmächte entschieden und durch die bessere Armee. So konventionell, wie er endete, war dann auch sein Resultat: ein neuer Nationalstaat, ein frischer Streithahn in der 140köpfigen Familie der Nationen, dem alsbald nach alter Tradition der Kamm zu schwellen begann. Der Krieg war also beendet worden, ohne daß sich die Machtverhältnisse oder die Verhältnisse überhaupt auf der Welt geändert hätten. Derselbe Krieg, von dem man gehofft hatte, die Führungsmacht des westlichen Imperialismus werde darüber zusammenbrechen, schloß mit einem Frieden, welcher nur die Macht der Supermächte bestätigte, auch Niederlagen klag- und schadlos einzustecken. Als wäre alles Blut nur vergossen worden, um auch den letzten Zweifler von der Vergeblichkeit revolutionärer Anstrengungen zu überzeugen, endete der Befreiungskampf wie der Seitensprung in der bürgerlichen Ehe. Wie um die Hoffnungen der Antikriegsdemonstranten zu verhöhnen, war als Resultat des langwierigen Kampfes nur das Gleichgewicht des Schreckens wiederhergestellt. Das Weltgefüge hatte sich offenbar nur deshalb für einen Augenblick erschüttern lassen, um seine Standfestigkeit unter Beweis zu stellen. Damit entmutigte der Weltzustand freilich nicht nur seine Gegner. Seine Verfechter, die vor Saigon die Freiheit und Coca Cola verteidigen wollten, waren am Ende nicht minder düpiert. Den einen wie den anderen hatte der Geschichtsverlauf bewiesen, daß es ihm herz-

lich egal ist, welchen Reim sich seine Befürworter oder seine Gegner auf ihn machen. Der moderne Imperialismus hatte zu verstehen gegeben, daß er bequem darauf verzichten kann, durch glänzende Siege seine Anhänger zu begeistern. In konkurrenzloser Position war ihm die Zustimmung seiner Anhänger offenbar ebenso gleichgültig wie der Besitzer einer gut plazierten Schnellrestaurantkette absolut desinteressiert ist an der Frage, ob seinen Kunden das Essen schmeckt. Die Macht der herrschenden Verhältnisse bedarf um ihres Bestehens willen nicht mehr des schönen Scheins von Pracht und Herrlichkeit, nicht mehr der Pose des glänzenden Siegers. Bei Laune gehalten zu werden ist nicht mehr im Preis inbegriffen, sondern wird der Gefolgschaft extra berechnet. Wie die Kaufhäuser sich die Kosten für die Schaufensterbeleuchtung inzwischen sparen können, so haben die bestehenden Machtverhältnisse es nicht mehr nötig, überhaupt in Erscheinung zu treten. Nicht nur ihren Gegnern sind sie dadurch unheimlich geworden, auch ihre Verfechter zogen sich eigentümlich kleinlaut zurück. Die amerikanischen Soldaten, die erwarteten, von autorisierter Stelle und von der Öffentlichkeit moralischen Zuspruch und Anerkennung für die von ihnen begangenen Schandtaten zu erhalten und als Helden gefeiert zu werden, warteten vergeblich und bekamen Neurosen.

II

»Es gibt für die Menschen, wie sie heute sind, nur eine radikale Neuigkeit – und das ist immer die gleiche: der Tod.«

Benjamin, Zentralpark

Ein Geheimnis zu hüten, indem man es in seinem Herzen oder im Tresor verschließt, ist heute eine veraltete Methode, denn weder Herzen noch Tresore halten modernen Nachforschungstechniken stand. Viel sicherer ist es, die Dinge, über die niemand nachdenken oder reden soll, zu publizieren. Was einmal vom kulturindustriellen Medienverbund gedruckt oder gesendet worden ist, wird von niemandem mehr ernst genommen und von allen sofort vergessen. Kein Weg, seine Absichten geheimzuhalten, ist sicherer als der, sie in programmatischen Propagandaschriften millionenfach zu verbreiten. Als Hitler unermüdlich versprach, die Juden umzubringen, hat niemand das geglaubt. Was herauszufinden keine Mühe gekostet hat, wird auch nichts wert sein, denken die Leute und haben meistens recht. Es muß nur fett genug gedruckt in der Zeitung stehen, daß mit einem Schlag die Welt in die Luft gesprengt werden kann, und alle werden diese Tatsachenmeldung für die gewohnte Sensationsmache oder Propagandalüge halten.

Dies schematische Mißtrauen setzt Verhältnisse voraus, die etwas zu verbergen haben, weil sie ihre Macht dem Schein verdanken, sie seien besser, als sie wirklich sind. Wie aber die ökonomische Krise aus einer Gefahr für die herrschenden Verhältnisse zum Stabilisierungsfaktor und Disziplinierungsmittel derselben geworden ist, so nehmen die modernen Machthaber ihre Gefolgschaft in Zucht, indem sie dieser mit ihrer Schwäche drohen. Die

Fehler der Führung werden freimütig bekannt als Ansporn, sie desto entschlossener zu unterstützen. Wenn Vater das Vermögen verspekuliert hat, bricht nicht die Revolte gegen das Patriarchat aus, sondern es erwacht erst richtig der Familiengeist: als Hindenburg, der Versager, einen Krieg mitversiebt hatte, da steinigte man ihn nicht, sondern wählte ihn als Reichspräsidenten zum Kaiserersatz.

Die Regel, daß man die Wahrheit heute nicht mehr umständlich in geheimen Dossiers aufstöbern und teuer bezahlen muß, sondern daß sie als Propagandamaterial gratis und frei Haus geliefert wird (Beispiel: »Horten hat die Ware Freude«, was auszudrücken einem Marxisten dermaßen schwerfällt, daß er sich dauernd verheddert und am Ende die eigenen Formulierungen nicht mehr ganz begreift, das bringt ein fähiger Werbetexter mühelos auf eine kurze und prägnante Formel); die Regel also, daß man keine aufwendigen Recherchen anstellen muß, daß es vielmehr ausreicht, noch einmal die offiziellen Verlautbarungen durchzusehen, bestätigt sich auch bei der Suche nach Gründen für den Massenselbstmord. In einer »Ausblicke aus Guayana« betitelten Kolumne schrieb Jones über sein Dschungel-Asyl:

»Hier ist ein solcher Friede. Es kann nichts anderes geben, was so ausfüllend ist, so sehr Selbstverwirklichung bedeutet, wie das Leben in einer Gemeinschaft ... Das Leben in der Gemeinschaft bringt eine große Sicherheit mit sich. Es schafft die Voraussetzung, daß die Not eines jeden erkannt und ihr begegnet wird. Es ermöglicht in einem Höchstmaß die Entfaltung persönlicher Kreativität und die Zeit, persönlichen Interessen nachzugehen. Wir haben Arbeitsgruppen, die sich mit dem Teppichknüpfen, dem Weben, der Lederherstellung, der

Konservenfabrikation beschäftigen, und wir arbeiten an unzähligen wissenschaftlichen Projekten ... Bei jedem Mitglied wird wöchentlich einmal der Blutdruck gemessen ... Jede Art von organisiertem Sport und Entspannungsspielen macht uns Spaß. Musikalische und überhaupt künstlerische Begabungen blühen auf ... Wir haben in unserem kollektiven Leben Sicherheit und Erfüllung gefunden, und wir können dazu beitragen, eine friedvolle Agrarnation aufzubauen.« (zitiert nach Krause, S. 186)

Nur wer diese Zeilen nicht als Abschiedsbrief zu entziffern vermag, wird sich angesichts des gräßlichen Endes vom Keimling einer friedvollen Agrarnation mit der kriminalistischen Frage befassen, ob dieses Stilleben wirklich den Tatsachen entsprach, ob es Jones' ehrlicher Überzeugung entsprang oder seiner Absicht, durch Schönfärberei Anhänger zu gewinnen. Die Annahme eines Unterschiedes zwischen Begriff und Sache, zwischen Vorstellung und Wirklichkeit, zwischen Idee und Reklame als Voraussetzung für konventionelle Untersuchungsmethoden führt die Nachforschungen nur irre. Die Neugier, zu erfahren, wie es wirklich war, verstellt bereits die Erkenntnis, daß in Jonestown vermutlich nichts mehr wirklich war oder die Wirklichkeit belanglos. Die Bewohner von Jonestown waren schließlich weder australische Ureinwohner noch Neandertaler, sondern moderne Menschen, die wissen, wie man Träume wahr macht. Technologisches know how, moderne Managementmethoden, Organisationserfahrung und ähnliche zivilisatorische Errungenschaften hatte man natürlich nicht einfach bei der Gepäckaufbewahrung des Flughafens von San Francisco deponieren und dort vergessen können. Auch Robinson wurde, nur weil es ihn unter die Men-

schenfresser verschlug, nicht wieder zum Wilden, sondern er verwandelte mit Charakterstärke und ein paar Nägeln sein Inselgefängnis in ein kleines Paradies. Die Frage, ob jemand die Wahrheit spricht, setzt immer dessen Ohnmacht voraus, seine Worte augenblicklich wahr zu machen. An den Worten eines erfolgreichen Predigers, Organisators, Demagogen und Finanziers wie Jones ist daher kein Zweifel erlaubt. Und er muß die Wahrheit gesagt haben, denn sonst hätten sich seine Anhänger nicht umgebracht.

Sie bewohnten Jones' Auskunft zufolge eine Siedlung, in welcher alle von den Verhältnissen in den westlichen Industrienationen produzierten Wünsche und Sehnsüchte gestillt waren. Sie fanden dort Frieden und Selbstverwirklichung, Gemeinschaft und Sicherheit, Kreativität und Arbeitsgruppen, Entspannung und Spiel, Gesundheit, Wissenschaft und Kunst. Sie hatten alles, was ein moderner Mensch vor seinem Tode haben möchte. Was war ihnen folglich übriggeblieben, als nun auch zu sterben. Die propagandistische Wirkung von Jones' erbaulicher Schilderung beruht ebenso wie das Verkennen ihres tödlichen Gehalts auf der Tatsache, daß die verkümmerte Phantasie der zu ausgehaltenen Schmarotzern degradierten Menschen von einer besseren Welt nur die resignative Vorstellung eines gigantischen, perfekt organisierten und komfortablen Seniorenparadieses entwickeln kann. Seit alle Hoffnungen der Schulkinder schon auf den von der Rente gesicherten Lebensabend zielen, seitdem hat sich der Geist der Utopie ins Hausgespenst des Altersheims verwandelt. Seitdem bestätigt sich die Lehre des oft variierten Märchens von den drei Wünschen, wonach nicht die Wunscherfüllung, sondern das Wünschen selbst die schwerste Kunst ist. Mark Twain läßt Huckleberry Finn, dem gerade in kräftigen Farben der Unterschied zwischen

Hölle und Paradies geschildert worden ist, irgendwo sagen, er würde als Aufenthaltsort für die Ewigkeit vermutlich doch die Hölle bevorzugen; dort treffe man offenbar die interessanteren Leute und müsse nicht den ganzen Tag Kirchenlieder singen und hören. Die Skepsis, ob man es im Paradies, so wie die Leute es sich vorstellen, überhaupt aushalten kann, ist gegenüber dem Seniorenparadies doppelt angebracht. Die Sicherheit und Ruhe, nach der sich die modernen Menschen sehnen, ist die letzte Vorstufe zur Grabesruhe.

III

1970, als die Anti-Vietnam-Bewegung auf ihrem Höhepunkt war, stiftete er 150 Dollar als Grundstock eines Hilfsfonds für im Dienst getötete Polizeibeamte. »Es ist höchste Zeit, daß wir den Leuten zeigen, daß nicht jeder, der gegen den Krieg und für soziale Gerechtigkeit ist, die Polizei haßt«, erklärte Jones (Kilduff/Javers, S. 42)

Am Ende hat Jones dann doch erfahren müssen, daß auf der Welt nur Platz ist entweder für Frieden und soziale Gerechtigkeit oder für die Polizei. Objektiv vorgegebene Entscheidungen vermeidet man nicht, indem man sich weigert, sie zu treffen, sondern man verpaßt nur die Gelegenheit, deren Subjekt zu sein, und wird alsbald deren Opfer. Wenn es dann doch alles gekommen ist, wie es mußte, hat man noch nicht einmal den kümmerlichen Trost zu wissen, ob man es eigentlich so wollte oder nicht. Das pazifistisch kostümierte Lavieren zwischen den sich widersprechende Interessen vertretenden Parteien hat Jones nicht davor bewahrt, als Präventivschlag gegen eine imaginäre CIA-Aktion seine Anhänger und

sich selber umzubringen, aber es hatte ihm zu Lebzeiten beträchtliches Ansehen verschafft:

»Auf dem Gipfelpunkt seiner Macht strömten Polit-Prominente aus Stadt und Staat in seinen Tempel, eine sandfarbene ehemalige Synagoge im Bezirk Filmore: Gouverneur Jerry Brown, Staatsanwalt Joe Freitas, Sheriff Richard Hongisto und andere. Regierungsvertreter Merwyn Dymally pilgerte nach Jonestown, der 11.000 Hektar großen Kolonie in Guayana, und befand sie für gut. 1975 hatte Jones eine Truppe von 150 Wahlhelfern ausgeschiedt, was als entscheidend für Bürgermeister George Moscones Wahlsieg mit 4000 Stimmen Mehrheit in diesem Jahr galt. Vielleicht aus Dankbarkeit machte Moscone Jones zum Direktor der Wohnungsbehörde von San Francisco. Der Anwalt des Volkstempels, Tim Stoen, wurde von Staatsanwalt Freitas angestellt. Tempelmitglieder bekamen überall in der Stadtverwaltung Posten. Es wird behauptet, daß Jones praktisch die Wohlfahrtsabteilung in der Hand gehabt hat und imstande gewesen sein soll, die Beihilfe-probleme seiner Gläubigen mit einem schnellen Telefonanruf zu erledigen. Wohlfahrts- und Sozialversicherungsschecks waren eine wichtige Quelle der Kapitalbeschaffung für Jones.« (Krause, S. 28)

Wie die einheimischen Alternativen und Grünen trifft Jones auf Duldung, Wohlwollen und sogar Unterstützung beim Establishment. Sie rührt daher, daß zwischen Establishment und Volkstempelkirche tatsächlich eine Affinität besteht. Die dumpfe Ahnung, daß es so nicht weitergehen könne, daß man bei diesem Leben niemals glücklich werde und daher eigentlich alles ganz anders werden müsse – dieses Gefühl existiert keineswegs nur,

ja nicht einmal vornehmlich bei den Außenseitern und Unterprivilegierten, sondern es schlägt gerade jene in Bann, die sich solche Gefühle leisten können, weil sie materiell gesichert sind. Die Faszination, welche Sekten wie die Volkstempelkirche in den USA und die Alternativen in der BRD auf jene Leute ausüben, die es sich leisten können, einen besonderen Geschmack zu haben, besteht nun darin, daß Jones wie die Alternativen ihren Anhängern einen radikalen Wandel der Lebensverhältnisse versprechen, ohne deshalb auch grimmig auf der Revolution der gesellschaftlichen Verhältnisse zu bestehen, welchen die Privilegierten ihre Privilegien verdanken. Jones wie die Alternativen verzichten auf die Revolution, die ihrem eigenen Begriff nach aufs zentrale Bewegungsprinzip des Ganzen zielt und daher beansprucht, das Leben aller Menschen zu ändern. Jones und die Alternativen bieten statt dessen – nicht als Mittel, sondern als Zweck – die Sekte, die Kommune, die Gruppe, die Wohngemeinschaft, die Lebensgemeinschaft, den Bund an. Sie alle verbleiben, wie sehr sie die allgemein geltenden Prinzipien und Regeln zu negieren sich auch bemühen mögen, doch stets, und nicht nur empirisch, sondern wesentlich in parasitärer Abhängigkeit vom Status quo. Das Ziel ist nicht die Abschaffung von Ausbeutung und Unterdrückung im Weltmaßstab, nicht also die militante und aggressive Konfrontation mit als falsch erkannten gesellschaftlichen Verhältnissen, sondern das Ziel ist ein Schonraum, eine Zuflucht, ein Reservat, gewissermaßen ein selbstgewähltes Ghetto, worin die Gesetze der Ökonomie dadurch außer Kraft gesetzt sind, daß es sich durch Subventionen, Unterstützungen, Schenkungen, Bettelei erhält.

Eine amüsante Bestätigung dieser Diagnose ist die Tatsache, daß das Vermögen der Volkstempelkirche haupt-

sächlich aus Wohlfahrts- und Sozialversicherungsschecks bestand, und es ist bezeichnend, daß Jones bedeutenden Einfluß in der Sozial- und Wohnungsbehörde von San Francisco gewinnen konnte, ähnlich den Spontis und Alternativen in der BRD, die sich um das traditionsgemäß im Kuhhandel sozialdemokratischer Kommunalpolitik den Linken als Trostpreis überlassenen Sozial- und Kulturressort scharen und mit diesen Behörden eine mafiose Symbiose eingehen. Betrachtet man die finanziellen Mittel des Dschungel-Asyls, so stellt Jonestown sich als subventioniertes Projekt des Sozialstaats dar, vergleichbar den Frauenhäusern, Rehabilitationszentren für Drogenabhängige, Theatergruppen – vom Arbeitsamt erdacht, von Arbeitslosen für Arbeitslose und Kinder gemacht –, Kinderläden usw. Es ist daher zu fragen, ob man Jonestown als letzte Konsequenz des Sozialstaats begreifen muß, ob also der Massenselbstmord eine logisch zwingende Konsequenz für alle ist, die von den bestehenden Machtverhältnissen als selbstbewußte Menschen vernichtet worden sind und deren Wille so stark gebrochen wurde, daß sie nur noch einen Ort suchen, den man zwischen Altersruhesitz und Spielwiese ansiedeln müßte, ein Refugium für ihre eskapistischen, regressiven, im Grunde auf Euthanasie zielenden Träume. Es ist zu vermuten, daß der Massenselbstmord von Jonestown nur die physiologische Vollendung einer Vernichtung gewesen war, die viel früher stattgefunden hatte, die Vollstreckung eines lange davor ausgesprochenen Urteils. Auch die Gegner der Volkstempelkirche kamen nicht umhin, ihre Sozialleistungen lobend hervorzuheben: »Der Volkstempel mit seiner Krankenabteilung, der Kindertagesstätte, der Tischlerei, der Druckerei und den Küchen, die Hunderte täglich speisten, wurde zum Schaukasten für Sozialprogramme.« (Krause, S. 32)

Sozialprogramme muß man sich wie gigantische Staubsauger vorstellen, als sozialhygienische Großreinigungsgeräte: Abfallbeseitigungsanlagen für den Sozialmüll, für den gesellschaftlichen Ausschuß, die stets den Zweck verfolgen, überflüssige Menschen aus dem Getriebe zu entfernen, worin sie überflüssig geworden sind und stören, sie zusammenzufassen, abzusondern. In Analogie zu antiinflationären Maßnahmen der Zentralbanken, die man Kaufkraftabschöpfung nennt, schöpfen Sozialprogramme das inflationäre Menschenmaterial ab, welches sich selbst nicht mehr erhalten weil zur Erhaltung des Ganzen nichts beitragen kann. Bettler, Krüppel, Vagabunden und Verbrecher sind die Schandflecke einer Gesellschaft, sie provozieren Mitleid und schlechtes Gewissen und halten die Erinnerung an verbotene Freuden wach. Sie streuen durch ihr bloßes Dasein Salz ins wunde Bewußtsein von Verhältnissen, die sich keineswegs nur ihre Bettler vorwerfen lassen müssen, sondern genauso den Umstand, daß, wer nicht betteln mag, dafür auch nicht den ganzen Tag faul auf der Straße herumsitzen darf. Sozialfälle, Behinderte, Nichtseßhafte und straffällig Gewordene hingegen beweisen die Leistungskraft eines Systems und werden in jeder Regierungsbilanz stolz hervorgehoben. Sie gelten als Problem, dessen Lösung den Behörden eine günstige Gelegenheit bietet, Kostproben ihrer Macht und Effizienz zu liefern.

Schon in der sozialwissenschaftlichen Fachsprache sind sie als Abweichungen vom Normalfall definiert, als Testfall, woran der Konformitätsdruck seine Integrationskraft erweisen kann. Sie dienen zur anschaulichen Demonstration wie zur Warnung, daß es sich beim gesellschaftlichen Mechanismus um eine Presse handelt, die alles zu handlichen kleinen DIN-Paketen verarbeitet, beschrifte man sie nun mit Granit oder Sauermilch. Widerspenstiges

Material bedeutet nichts als ein paar zusätzliche Arbeitsgänge.

IV

Wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Dies gilt selbstredend nur für besonders unbeholfene Personen, die trotzdem das Schaufeln nicht lassen können, uneingeschränkt daher ausschließlich für Sozialarbeiter. »1973 machten 20 Sektenmitglieder eine Expedition nach Guayana, um nach einem geeigneten Platz für eine landwirtschaftliche Mission für Jugendliche aus den Ghettos und andere zu suchen, auf deren Gemüt das Landleben einen günstigen Einfluß haben würde.« (Krause, S. 34) An allen Sozialprogrammen kann man die Selbsttäuschung ihrer Erfinder beobachten, die stets denken und behaupten, ein bestimmtes Programm für andere, nämlich die Sozialfälle, ersonnen zu haben, während sie tatsächlich ihre eigene Therapie ins Auge faßten. Ein früheres Sektenmitglied bekennt: »Als ich dem Tempel beitrug, hoffte ich, anderen helfen zu können und um selbst eine klare Linie und mehr Selbstdisziplin in mein Leben zu bringen.« (Krause, S. 56) Es bleibt allen Sozialarbeitern ironischerweise nicht erspart, selbst Opfer der Segnungen zu werden, welche sie ihren Klienten angedeihen lassen wollten. Im Falle von Jonestown erwies sich der erwartete günstige Einfluß des Landlebens für alle Beteiligten als tödlich. Das Paradies der Sozialarbeiterphantasie ist offenbar, so kann man daraus folgern, für lebendige Menschen unbewohnbar, denn Jonestown war ein Sozialarbeiterparadies. Krause berichtet, was die Journalisten-

gruppe unter der Führung von Marceline Jones im Dschungel besichtigen durfte:

»Sie führte uns vom Pavillon zu einer Tagesstätte für Säuglinge und Kinder. Das war ihr Aufgabenbereich. Sie war ausgebildete Kinderschwester und früher Aufseherin in einem Kindertageshort in Kalifornien. Der Kindergarten von Jonestown war eindrucksvoll. Der große Holzraum war fleckenfrei und enthielt einen Brüter, einen Inhalierer, ein helles Spielzimmer, einen Schwesternaufenthaltsraum, Krippen und andere moderne Einrichtungen. Unsere nächste Station war ein Klassenzimmer für Kinder mit Lernschwierigkeiten. Die dafür besonders ausgebildete Lehrerin erklärte, sie könne sich jedem Kind individuell zuwenden, ganz anders als in Schulen in Kalifornien, an denen sie unterrichtet hatte. Und wiederum war ich beeindruckt.«
(Krause, S. 63)

Trotz individueller Zuwendung, trotz Spiel, Gemeinschaft, Gesundheit und Kreativität brachten sich am Ende alle um. Möglicherweise deshalb, weil dem Gedeemütigten, der keine Chance zur Revanche mehr haben wird, der sich im Anschluß an die bezogenen und eingesteckten Prügel für immer verkriecht, keine Möglichkeit bleibt als die, zu krepieren. Die Idee, man täte den Unterdrückten Gutes, wenn man sie vom Slum ins Sanatorium überstellt, setzt die Menschen als Bedürfnisbündel ohne Gedächtnis, Willen und Verstand voraus. Hinter der angestregten Sorge um die sozialhygienische und medizinische Betreuung der Rekonvaleszenten steckt nichts als die Verachtung für dieselben. Sie werden wie Amöben behandelt, die in einer geeigneten Nährflüssigkeit bei günstigem Licht und entsprechender Temperatur immer

gedeihen werden, ganz gleich, was sie vorher mitgemacht haben. Privat hatte Jones Kinder verschiedener Hautfarben adoptiert, um im Kleinen, gewissermaßen experimentell, die Harmonie zwischen den Rassen herzustellen. Die Vorstellung, es sei diese Harmonie unmittelbar und sofort erreichbar, entspringt freilich der Mentalität des Siegers, der gar nicht denken kann, daß sein Friedensangebot abgelehnt werden könnte.

Die versöhnliche Absicht des Weißen erinnert jedoch, wenn man die Vorgeschichte der plötzlichen Friedfertigkeit nicht vergißt, weniger an christliche Barmherzigkeit als an den begreiflichen Überdruß des Pokerspielers, der nach hohen Gewinnen auf einmal nicht mehr mitmachen will. Das Geschäft soll aufhören, ehe die Rechnungen beglichen sind. Die Nutznießer wären in diesem Falle die Weißen, die Betrogenen aber die Farbigen, die um den kümmerlichen Preis von ausreichender Unterkunft und Verpflegung, die ihnen ohnehin zustünde, vergessen sollen, was ihnen zugefügt worden ist. Zu den Betrogenen aber zählen am Ende die Mitglieder der Jones-Sekte und Jones selber.

Der Eskapismus der Erfolglosen, Gestrandeten, Verelendeten schließt den Verzicht darauf ein, Rache zu üben für die erlittene Ausbeutung, Unterdrückung, Erniedrigung und Beleidigung, indem man die Verhältnisse zerstört, worin man der Gestoßene war. Der Verzicht auf Rache, dem keine Revolution vorausging, bedeutet, daß man die Unterdrücker gewähren läßt, wenn man sich ihnen durch Flucht entziehen kann. Im eskapistischen Rückzug aber setzt der Fliehende sich selbst als Verfolgten, den man, von kurzen Atempausen unterbrochen, bis ans Ende seiner Tage und bis ans Ende der Welt hetzen wird. Die Paranoia, der die Dschungel-Kommune verfiel, ist nicht einfach psychogen oder aus internen Gruppen-

prozessen zu erklären, sondern sie ist die objektive Logik des Eskapismus.

Es wäre tatsächlich nur eine Frage der Zeit gewesen, bis die US-Verhältnisse auch die Emigranten im Dschungel eingeholt hätten, beispielsweise in Gestalt der United Fruit Company oder der bewaffneten Vortrupps einer Erdölexplorationsgesellschaft – so wie es nur eine Frage der Zeit war, bis die zivilisationsmüden Westeuropäer, die anfangs still für sich und einsam die Küsten Griechenlands verdreckten, als Trendmaker erkannt wurden und sich plötzlich inmitten des abscheulichen Getriebes wiederfanden, dem sie – aber eben nicht nur sie allein – zu entrinnen getrachtet hatten. In einer dpa-Meldung aus Rio de Janeiro, die im Frühjahr 1977 durch die Presse ging, heißt es:

»Die Indianer vom Stamm der Mayuruna im Amazonasgebiet Brasiliens nahe der Grenze nach Peru sehen für sich keine Zukunft mehr. Nach einem am Dienstag veröffentlichten Bericht des Forschers Paulo Lucena töten die Eltern ihre neugeborenen Kinder, um so den Stamm aussterben zu lassen. Die Mayurunas leben im Dschungel rund 1200 Kilometer westlich von Manaus entfernt. Nach Lucenas Angaben zählten sie vor drei Jahren noch 2000 Angehörige. Heute leben nur noch wenig mehr als 400 Indianer. Der Forscher will herausgefunden haben, daß die Indianer nach dem ersten Kontakt mit Weißen im Jahr 1972 mit der Selbstzerstörung des Stammes begannen.«

Der Eskapismus erscheint in genau dem historischen Augenblick als Alternative, wo er keine mehr ist, weil die Machthaber dabei sind, auch die letzten Schlupfwinkel auszuräuchern, und die Flüchtlinge helfen ihnen dabei. Es

waren die Hippies und Weltenbummler, die unzugängliche Gegenden dem Tourismus erschlossen haben. Manche hatten später das Schicksal der Bevölkerung zu teilen, in deren Region sie geflohen waren, so wie die amerikanische Dschungelkommune ein ähnliches Ende fand wie der Indianerstamm aus dem Amazonasgebiet.

V

»Eigentlich sollte man es nicht sagen, aber das hier muß wohl das weitaus lohnendste Atombombenziel sein, das es auf dem ganzen Erdball gibt.« (James Bond bei der Ankunft in New York zu seinem Begleiter, in: Ian Fleming's »Leben und sterben lassen«, Ullstein-Tb. 822, S. 8)

Das Material für Jones' apokalyptische Visionen waren die CIA, der Ku-Klux-Klan, Rassismus überhaupt und atomare Vernichtung. Im Wahn besaß Jones einen selten klaren Blick für die drohenden Gefahren, ein Bewußtsein, von dessen Schärfe seine realistischen und realitätstüchtigen Zeitgenossen nichts verspüren. Es stellt sich die gar nicht rhetorisch gemeinte Frage, ob man tatsächlich wahnsinnig sein muß, um die historischen Determinanten der Gegenwart – Faschismus und Atomkrieg, Auschwitz einerseits, andererseits Hiroshima und Nagasaki – überhaupt zur Kenntnis zu nehmen, ob man keine andere Wahl hat als die zwischen entweder Blindheit oder Gespensterseherei und Verfolgungswahn. Ob man von der Wahrheit klüger und vernünftiger wird oder aber verrückt, hängt ganz von der Beschaffenheit dieser Wahrheit ab. Nicht auszuschließen, daß sie inzwischen jenem Monstrum ähnelt, welches der sterbende Kurtz in Conrads »Herz der Finsternis« erblickt haben muß, als er sei-

ne letzten Worte sprach: »Das Grauen. Das Grauen.« Nicht auszuschließen, daß nach sorgfältiger Prüfung und Abwägung aller Umstände sich die atomare Vernichtung der Welt als nicht mehr vermeidbares Schicksal darstellt und als ein Schicksal obendrein, welches diese Welt sich redlich verdient hat. Nicht undenkbar ferner, daß unter Bedingungen, unter welchen in Wahrheit keine andere Lösung für Probleme wie Hunger, Folter, Verwüstung denkbar ist als die atomare Endlösung, die Wahrheit einen Anblick bietet, von dem sich niemand mehr erholt, der sie gesehen hat. Die Existenz der Wahrheit, in diesem Falle einer nicht unmittelbar, schon gar nicht sinnlich fühlbaren Gefahr, ist allerdings für die Menschen allein noch kein hinreichender Grund, sie zu erkennen. Auch die Ursachen für Jones' Furcht, es werde ein atomares Strafgericht über die Menschheit hereinbrechen, sind näher bestimmbar. Drei Jahre verbrachte Jones als Missionar in Brasilien. »Bei seiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten«, schreibt Krause, »wurde Jones von der ersten seiner apokalyptischen Visionen heimgesucht, dem Schreckgespenst atomarer Vernichtung.« (Krause, S. 30) Vermutlich kennt jeder die Abscheu, von der man nach den Ferien im Süden bei der Rückkehr in die Zivilisation der Schaufenster, Kaufhäuser und Fußgängerzonen befallen wird, den Verdacht, für dieses Durcheinander aus Beton, Abfall und Verschwendung biete sich eine nukleare Totalsanierung förmlich an; die Ahnung, allein der atomare Wirbelwind einer mittleren H-Bombe sei imstande, alles wegzupusten, was das Auge, den Geruchssinn und die Ohren quält. Die heimische Zivilisation vermittelt bei der Rückkehr aus unterentwickelten Regionen den Eindruck tödlicher Feindseligkeit. So hilflos, ohnmächtig und erschrocken steht man vor der in Jahrzehnten aufgetürmten und beinahe unverwüstlichen Häß-

lichkeit aus Beton, Glas und Stahl, daß man sich zwangsläufig nach dem denkbar stärksten Verbündeten für die eigene Zerstörungswut, in diesem Falle nach der H-Bombe, umsieht, der einzigen Kraft, die von Naturkatastrophen wie Erdbeben, Flutwellen etc. abgesehen in der Lage wäre, die Situation zu bereinigen, der einzigen vom menschlichen Willen kontrollierbaren Kraft also, die fähig wäre, mit einem Schlag eine fünfzigjährige in Beton geronnene Geschichtskatastrophe wegzuputzen.

Der blasphemische Charakter dieser Gedanken, der ihnen inhärente Vernichtungswille, wird niemand hindern können, sie zumindest in seinem Hinterkopf zu denken, solange sie nur die Logik der Sache nachzeichnen. Die atomare Vernichtung wird zur apokalyptischen Vision nicht allein dadurch, daß sie denkbar und möglich ist, nicht als übermächtiges technisches Ungeheuer, welches eine wehrlos liebliche Welt zu verschlingen droht, sondern es muß hinzutreten die Notwendigkeit dieser atomaren Vernichtung. Einen Anstrich von Notwendigkeit aber erhält sie nicht nur angesichts der ästhetischen, sondern viel mehr noch angesichts der moralischen Beschaffenheit der Welt.

Von Jefferson, einem der Rädelsführer der amerikanischen Revolution, ist die Idee überliefert, die Amerikaner müßten »zittern bei dem Gedanken, daß Gott gerecht ist«, und er hat damit die Vernichtung und Vertreibung der Indianer und die Versklavung der Schwarzen gemeint. Mit jedem Jahrzehnt, welches seitdem verging, ist diese Einsicht wahrer geworden. Nach der Ausplünderung der Dritten Welt, nach all den dort verübten Greueln, nach Auschwitz und angesichts der mörderischen Verhältnisse auf der südlichen Halbkugel müssen die Bewohner der Industrienationen im Grunde nichts so sehr fürchten wie gerade die Gerechtigkeit. Gleichwohl aber wird dieser

Begriff, mit dem Attribut »sozial« versehen, ständig strapaziert, wenn es sich darum handelt, die Sozialfälle in den reichen Ländern mit materiellen oder spirituellen Almosen zu versorgen, wobei die Anzahl der Sozialfälle sich von der Zahl der Gesamtbevölkerung kaum noch unterscheidet. Wenn aber die Privilegierten auf der Welt das Vorrecht der Schwachen und Elenden usurpieren, Verständnis, Hilfe, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit zu fordern, dann haben sie nicht nur moralisch endgültig verspielt, sondern zitieren sich selbst vor den Richter. Von der Selbstreduktion der Privilegierten in den Industrienationen zu Sozialfällen führt daher eine direkte logische Verbindung zur Erwartung eines atomaren Strafgerichts. Als Bewohner der die Dritte Welt ausplündernden Industrienationen kann man Begriffe wie Gerechtigkeit, Humanität, Emanzipation und ähnliche kaum für eigene Zwecke bemühen, ohne daß sie sich gegen einen selber wenden und man von ihrem Gewicht förmlich erdrückt wird. Und in der Tat ist die Frage vernünftig, ob eine Welt, in welcher die Mehrheit der Bevölkerung keine Möglichkeit hat, wenigstens ihren grimmigsten Hunger zu stillen, während eine große Minderheit verbissen und teilweise verzweifelt gegen das eigene Fett kämpft; ob eine Welt, in der nicht mal die satte Minderheit glücklich und zufrieden ist, sondern vor Fettleibigkeit melancholisch wird, es verdient zu existieren. Erst dieser berechtigte Zweifel, ob es für die vorhandene Welt nicht besser wäre, wenn sie spurlos verschwände, macht die technische Möglichkeit atomarer Vernichtung zur apokalyptischen Vision.